

Aus dem Buch »Umwelt zur Sprache bringen. Über umweltverantwortliches Handeln, die Wahrnehmung der Waldsterbensdiskussion und den Umgang mit Unsicherheit« von Dagmar Reichert und Wolfgang Zierhofer. Westdeutscher Verlag, Opladen 1993

Zum Geleit

Vor vielen Jahren fand ich mich anlässlich der Maturprüfung in der Situation, einen Aufsatz zum Thema "Bildung" schreiben zu müssen. Ich vertrat die Ansicht, daß zu wahrhafter Bildung nur gelangen könne, wer vorher durch eine Krise gegangen sei, ein Vorgang, der die Enge des bisher Selbstverständlichen aufbrechen und eine neue Orientierung in einem erweiterten Horizont ermöglichen würde. Eine Krise war für mich damals etwas, das einzelne Personen als Folge eines verlustig gegangenen Sinnzusammenhanges in der für sie maßgeblichen Welt befallen kann. Entsprechend stellte ich mir vor, daß die Krise durch den Gewinn von neuem Sinn in einer Art Weltöffnung zu überwinden wäre. Unterdessen ist mir klar geworden, daß es nicht nur persönliche Krisen, sondern auch kollektive Krisen der Gesellschaft geben kann. Ich zweifle nicht daran, daß wir heute in einer Krise dieser Art stecken, und zwar einer fundamentalen, deren äußeres Resultat die Ungeheuerlichkeit der immer noch wachsenden Umweltzerstörung ist. Wir sind versucht, diese aus dem Bewußtsein zu verdrängen, um einigermaßen zufrieden leben zu können. Glücklicherweise gelingt dies nicht auf immer: Früher oder später sehen wir, daß wir nicht nur selbst davon betroffen, sondern auch selbst durch unser Tun in der einen oder andern Form mitverantwortlich sind. Dann aber wird auch deutlich, daß gerade deshalb, wie im Fall der einzelnen Person, die Krise zum Ausgangspunkt von etwas Neuem, Besserem werden kann. Aus ihr mag sich der Prozeß der Aufklärung weiterentwickeln, der unseren Blick für das Pathologische in unserer Zivilisation schärft.

Die Krise der Gesellschaft ist auch zur Krise der Wissenschaft geworden. Die Entwicklung der letzteren hat lange Zeit die fraglose Bedeutung von "Fortschritt" gehabt, oder hat sie zum Teil heute noch: Wir feiern Nobelpreise nach wie vor als Marksteine auf dem Weg der menschlichen Wissensakkumulation. Andererseits dämmert uns langsam, daß die Wissenschaft zu einem Unternehmen geworden ist, das immer mehr Probleme entdeckt, an deren Zustandekommen sie selbst als Zulieferantin der Technik nicht unschuldig ist. Die in diesem Buch angesprochenen "neuartigen Waldschäden" sind ein Beispiel für ein solches Problem. Logischerweise gerät die Wissenschaft in Legitimationsschwierigkeiten, wenn sie nun behauptet, sie könne diese Probleme auch wieder lösen. Daß die Wissenschaft nicht ein Unternehmen ist, das zu einem konstant wachsenden Arsenal von "draußen" entdeckten, von uns unabhängigen Gültigkeiten führt, sondern ein gesellschaftlich-historisches Konstrukt, das ist uns spätestens seit Kuhns "Struktur wissenschaftlicher Revolutionen" klar geworden. Daß das aber auch bedeutet, daß ihre Problemlösungskompetenz recht beschränkt ist, daran müssen wir uns erst noch richtig gewöhnen. Wenn wir nicht überheblich und anmaßend sein wollen, dann können wir Wissenschaft nur in einer Form weiter betreiben, bei der ihre eigenen Grenzen ständig im Blickwinkel stehen.

Zu sagen, daß diese Auffassung schon eine weite Verbreitung erfahren hätte, wäre wohl stark übertrieben. Tatsächlich scheint es oft, als ob, um es böse auszu drücken, viele die Existenz der Umweltprobleme begrüßen, weil damit herkömmliches wissenschaftliches Arbeiten eine Ausweitung auf neue Untersuchungsgebiete mit entsprechenden Forschungsgeldern erfährt. Dazu kommt, daß die Auffassung, Umweltforschung bedeute notgedrungen naturwissenschaftliche Forschung, immer noch zu großes Gewicht hat. Zugegeben, langsam wird uns klar,

daß die sog. Umweltkrise eben nicht eine Umweltkrise, sondern eine Krise der menschlichen Gesellschaft ist. In einem ersten Schritt versuchen wir dann immerhin, Umweltschädigungen bis an die technisch erfaßbare Quelle der Verursachung zurückzuverfolgen. Dagegen fällt es uns immer noch schwer, die weitere, rückwärtige Verlängerung in die gesellschaftlichen Hintergründe, d.h. die Frage, wieso es diese Quelle überhaupt gibt, anzupacken. Ein uns allen bekanntes Beispiel ist die Erkenntnis, daß Motorfahrzeuge Luftverschmutzung bewirken, worauf eine emissionshemmende Katalysatortechnik entwickelt wird, ohne daß aber das Phänomen Motorfahrzeugverkehr prinzipiell in Frage gestellt würde. Das Motto "zuerst muß der Verkehr rollen, erst danach ist es sinnvoll, sich zu überlegen, wie seine schädigenden Auswirkungen gemildert werden könnten" findet auch von juristischer Seite seine Unterstützung, wie der kürzliche Entscheid des Schweizer Bundesgerichtes zur Frage des Ausbaus der Grauholz-Autobahn von 4 auf 6 Spuren demonstriert.

Die Fähigkeit der (Natur-)Wissenschaft, bei der Lösung anstehender Probleme einen Expertenstatus übernehmen zu können, wird insofern noch fragwürdiger, als die Umweltprobleme (wie z.B. das Phänomen der Waldschäden) einen Grad von Komplexität erreicht haben, der es verunmöglicht, lückenlose und umfassende Kausalmodelle zu entwickeln. Die Folge ist das inzwischen bekannte Schauspiel des Expertenstreites: In (mehr oder weniger) guten Treuen kann die eine oder andere These verfochten werden, wobei dann natürlich auch klar wird, daß es nicht mehr um Wissen, sondern um Meinungen geht. Wie Klaus Meyer-Abich es ausdrückt: Die WissenschaftlerInnen können sich nicht um das streiten, was einwandfrei festliegt, sondern nur um das, was nicht gewußt wird. Parallel dazu bilden sich in der politischen Diskussion die bekannten Polarisierungen, wobei beide Seiten ihre "Experten" auf Lager haben. Wenn es zu diesem Zustand eine positive Interpretation gibt, dann die, daß hier ein erster Schritt zu einer Verflüssigung des Dogmas von der Wissenschaft als sicherem Zufluchtsort erkennbar wird. Ob wir es wollen oder nicht, wir werden immer mehr lernen müssen, mit Nicht-Wissen statt mit Wissen umzugehen.

Auf die üblichen umweltbezogenen Problemfragen gibt es also keine Antworten, die einfach abrufbar sind. Statt dessen muß zuerst überlegt werden, welches überhaupt die richtigen Fragen sein könnten. Diese müssen nach meiner Ansicht den Bereich menschlichen Tuns und menschlicher Verantwortung betreffen, aber über ein relativ zaghaftes Herumtasten sind wir bisher kaum hinausgekommen. Natürlich ist es schwierig, das Selbstverständnis der neuzeitlichen Entwicklung grundsätzlich in Frage zu stellen, und typischerweise kommen die Antworten zu den wenigen Fragen, die ernsthaft gestellt werden, dann etwas voreilig in relativ technokratischer Form daher. Ich meine damit Vorschläge und Bestrebungen zur Umwelterziehung einerseits und zu umweltökonomischen Maßnahmen andererseits. Mit beiden ist eine grundlegende Schwierigkeit verknüpft: Es wird die Möglichkeit eines punktuellen Eingreifens gewissermaßen von außen her postuliert, entweder auf der Ebene der Individuen oder auf der Ebene von Strukturen. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß umwelterzieherische Maßnahmen einen großen Effekt haben werden, wenn die Strukturen so bleiben, wie sie sind, und es den Individuen zum Teil unmöglich machen oder mindestens erschweren, ihren vielleicht neu erworbenen Einsichten zu folgen. Umgekehrt ist es ebenso unwahrscheinlich, daß eine Änderung von Strukturen, auch wenn sie die Individuen zu einem alternativen Handeln zwingen, längerfristig von Erfolg gekrönt sein kann, wenn nicht gleichzeitig eine Einsicht über die Angemessenheit dieser Änderung bei den betreffenden Individuen um sich greift. Auch beim Versuch, umwelterzieherische und strukturverändernde Maßnahmen aufeinander abzustimmen, bleibt das Problem bestehen, daß wir es hier im Grunde genommen mit einem Glauben an das Unmögliche,

nämlich an Sozialtechnik, zu tun haben.

Das Dilemma ist offensichtlich: Eine Veränderung der Gesellschaft ist nicht planbar; aber muß sich verändern, wenn sie umweltverträglich werden soll. Was soll in dieser Situation geschehen? Lassen wir die Dinge laufen, bis sie sich von selbst geändert haben? In einem gewissen Sinne ja: Wir setzen auf das endogene Transformationspotential, das in jeder Gesellschaft vorhanden ist, d.h. auf die Möglichkeit von Selbstorganisation im Zirkel zwischen handelnden Personen und Strukturen, und wir rechnen damit, daß sich ein solcher Prozeß von der Basis her von kleinen zu großen Strukturen fortpflanzen kann. Für den wirtschaftlichen Bereich hat der Unternehmer Stephan Schmidheiny den Begriff der "Selbstregulierung" geprägt. Da die auslösende Triebkraft letztlich bei den Individuen liegt, stellt sich die Frage, wie es mit deren Bewußtseinszustand steht. Wie die vorliegende Studie ergibt, ist den meisten Menschen heute irgendwie klar, daß wir ökologisch unverträglich geworden sind. Heißt dies, daß wir hinsichtlich der notwendigen Veränderung von einem guten Menschenbild ausgehen können? Ich selbst möchte daran glauben können und damit an den Spruch, den ich einmal zu Beginn des in diesem Buch beschriebenen Projektes machte: "Wahrscheinlich werden wir finden, daß die Schweizerinnen und Schweizer o.k. sind, daß aber mit der Schweiz etwas nicht stimmt." Dann aber habe ich wieder meine Zweifel an dieser Optik. Wenn ich dem Straßenverkehr zuschauen, eine Tätigkeit, für die sich mein gegenwärtiger Wohnplatz bestens eignet, dann bin ich geneigt, Denis de Rougemont zuzustimmen, der von der Geschichte des Autos als einer "Geschichte des Wahnsinns" redet. Weitverbreitetes Umweltbewußtsein und kollektiver Motorisierungs- und Mobilitätswahnsinn, wie paßt das zusammen?

In dieser Situation von kognitiver Unsicherheit und emotionaler Ambivalenz haben wir vor einigen Jahren begonnen, eine Humanökologie mit dem Anliegen zu entwickeln, zu einer möglichst zusammenhängenden Perspektive auf die Mensch-Umwelt-Situation zu gelangen. Es zeigte sich, daß der Wunsch nach Zusammenhang nur erfüllbar ist, wenn diese Perspektive auch außerwissenschaftliche, d.h. philosophische und lebensweltliche, Aspekte einschließen darf. Humanökologie wird damit zu einem Unternehmen, das nicht neue und bessere Rezepte zur Bewältigung der Umweltkrise liefert, sondern zuerst einmal herkömmliche Rezepte und damit gleichzeitig auch den Primat der Praxis in Frage stellt. "Die Zeit drängt", wenn dieser Planet noch gerettet werden soll, aber je weniger wir tun, desto mehr Zeit gewinnen wir. Humanökologie fordert den Ersatz von Rezeptwissen durch übergeordnetes Orientierungswissen (z.B. im Sinne der "Bewahrung der Schöpfung") und die Entwicklung des letzteren in einem allseitigen kommunikativen Prozeß. Sie möchte in diesem Prozeß eine wichtige Stimme sein und zwecks Erleichterung des Diskurses zur Situationsaufhellung und zur Kommunikationskultur beitragen. Wichtig ist dabei ferner, daß die Humanökologie auch die Fragen an sich selbst immer mit sich trägt. Der Boden unter den Füßen ist schwankend geworden. Ich vermute aber, daß wir ihn wieder befestigen können, wenn es uns klar wird, daß wir überall von Verwandten umgeben sind, z.B. von den Bäumen im Wald. Unser Kommunikationsprozeß muß auch sie einschließen, und hier wird klar, daß, wenn wir von Kommunikation reden, sich diese nicht auf Verbales beschränken darf.

Die vorliegende Studie ist in einem derartigen geistigen und emotionalen Umfeld entstanden. Ich hoffe, daß weitere folgen werden.

Dieter Steiner, Zürich, September, 1992